



Gratis-Beilage zur „Dedenburger Zeitung.“

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Meerkönigs Töchterlein.

(Schluß.)

„Inzwischen schien sich Frau von Holm etwas erholt zu haben; wenigstens strengte sie sich sichtbar an, so gefaßt und ruhig wie möglich zu sein. Sie saß auf dem Sofa mit gefalteten Händen. Zu Fräulein Roberts gewendet, sagte sie jetzt mit leiser, unsicherer Stimme: „Sie zeigten mir gestern einige Skizzen, auf denen ich meine Tochter zu erkennen glaubte; aber Sie sagten, daß jemand anderes Ihnen dazu gezeichnet, ein junges Mädchen, das meiner Hedwig gleiche.“

„In der That, gnädige Frau, das junge Mädchen heißt Kathi Caren, und dies ist ihrer Großmutter Häuschen.“

„So war sie es, die ich vorhin sah? Ich dachte es. Würde sie wohl hereinkommen, daß ich ihr selber danke? Sie war so freundlich, uns hierher einzuladen.“

„Gewiß, sie wird mit Vergnügen kommen. Ich werde sie sogleich rufen.“

Fräulein Roberts ging.

Als sie auf den Flur trat, fand sie dort Mutter Caren, Joseph und eine Fremde — Frau Artelt. Mutter Caren sagte eben zu dieser mit einem ihr sonst nicht eigenen, fast spöttischen Ton: „Sie müssen es mit ihrer Rede an den Joseph allerdings sehr eilig haben, daß Sie nicht einmal den Gewitterregen vorüber ließen.“

„Seien Sie mir nicht böse, Frau Caren; aber ich mußte den Joseph sehen; ich habe eine wunderliche Entdeckung gemacht, die ich ihm aber allein mitteilen möchte. Können wir vielleicht ins Stübchen dort gehen?“

„Ja, wenn das junge Fräulein sich umgekleidet hat.“

Jetzt konnte Fräulein Roberts die Redenden unterbrechen: „Ich hoffe, daß die beiden Mädchen mit dem Umziehen fertig sind. Frau von Holm wünscht Kathi zu sehen.“

„Kathi, die gnädige Frau will Dich sehen!“ rief Mutter Caren sogleich nach der Thür zu, während in Frau Artelts Wangen eine helle Röthe stieg, und ein unruhiger, fast erschreckter Ausdruck in Josephs Zügen immer schärfer hervortrat.

Da öffnete sich die Thür. Hedwig und Kathi traten

auf den Flur. Sie hielten sich bei der Hand; in ihren Augen glänzten Thränen; ihre Wangen brannten in heißer Blut, und eine sah aus wie die andere — zwei junge Rosen, in gleicher Lieblichkeit und Schöne erblüht.

Verwirrt starrten alle auf die jungen Landmädchen. Welches war das Fräulein aus der Stadt, welches die Kathi?

„Gott im Himmel!“ rief Joseph, und ein ähnlicher Ausruf entfuhr den andern; aber keiner kann den Ruf beschreiben, oder nachbilden, welcher derjenigen entfuhr, die dort auf der Schwelle stand.

Es war Frau von Holm. Ein überirdischer Glanz strahlte aus ihren Augen und auf ihrer Stirn. „Ich kann es nicht begreifen, Gott, mein Gott; aber Du hast mir mein Kind wiedergegeben. Die beiden Rosen auf einem Stengel sind mein!“

Und sehrend breitete sie die Arme aus, und nicht nur Hedwig, sondern auch Kathi umfingen sie. Sie hätte es nicht anders gekonnt; — sie fühlte, daß Mutterarme sich nach ihr ausstreckten. Wie hätte sie sich also nicht an der Mutterbrust bergen sollen?

* * *

Es war einige Stunden später. Das Gewitter war vorübergezogen. Der letzte Strahl der Sonne glitzerte auf der See.

Vor Mutter Carens Häuschen saß Frau von Holm, auf jeder Seite eines ihrer Kinder; — denn ihr gehörten sie beide, die zarten, jungen Rosen. Ein wilder Sturm hatte einst eine derselben von ihrem Herzen gerissen; aber sie hatte gesundes Erdreich gefunden und kräftige Wurzel auf fremdem Boden geschlagen. Frau von Holm wollte nie vergessen, was sie Mutter Caren und Onkel Joseph dankte. Sie sollten nicht beraubt werden, nein, sondern statt einer Tochter, gerade wie sie, künftighin deren zwei haben. Noch war das Herz zu voll von Lust und Leid; Wonne und Schmerz lagen zu nahe bei einander —; aber weit darüber hin strahlte doch Gottes Gnaden Sonne. Er hatte alles wohl gemacht und wunderbarlich regiert, so

mußte auch alles gut enden. Die jenen Gewittersturm damals zusammen durchlebt hatten, riefen sich ihn jetzt noch einmal zurück. Frau von Holm war als Witwe mit ihren beiden Zwillingstöchtern auf ihrer Rückreise in die Heimat auch auf dem „Stern“ gewesen. Zu ihrer Begleitung und Bedienung hatte eine alte, treue Kinderfrau gehört; — sie hatte die beiden kleinen Mädchen Hedwig und Hanna in Pflege gehabt. In jener Sturmnacht aber, als es hieß, das Schiff sinkt, da hatte Frau von Holm ihre beiden kleinen Mädchen an ihr Herz gedrückt, entschlossen, mit ihnen zu sinken und zu sterben, aber nimmermehr eines aus ihrem Arm zu lassen. Das war Verzweiflung, thö-

richte, wahn- sinnige Angst oder auch ein banges Vor- gefühl, wie es ihr später schien; aber endlich mußte sie einsehen, daß mit bei- den Kindern an ihrer Brust es unmöglich war, sie und sich selbst zu retten. So vertraute sie endlich eines derselben der treuen Wär- terin an. Doch auch so schien es un- möglich, das Rettungs- boot zu errei- chen. Nie- mand hörte auf ihren Hilferuf.

Auch Joseph hatte ihn überhört; — es war die Mutter ge- wesen, die ihn gebeten hatte, um Gottes willen ihr Kindlein zu retten. Er hatte sich eine andere Aufgabe gestellt, und auch eine nach Gottes Willen; er konnte nicht helfen. Aber Gott that es. Eine andere Hand brachte sie und ihr Kindlein in eines der Rettungsboote; — aber wo war die treue Kinderfrau? Es war ihr, als sehe sie deren Gestalt noch einmal vor sich austauschen und die Arme ihres Kindleins sich nach ihr ausstrecken. „Mutter, warum hast Du mich her- gegeben?“ so klang es in ihr Herz, und ohnmächtig war sie zusammengebrochen. — Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich und das eine ihrer Kinder in Sicherheit; aber das andere — ihre kleine Hanna — hatte das Meer begraben samt der treuen, alten Kinderfrau. So hatte sie geglaubt vierzehn lange Jahre —; da ward ihr das Kind, ihre Hanna, neu geschenkt an das Mutterherz

gelegt. Und es war keine Täuschung; nicht nur die Stimme ihres Herzens, nicht nur die auffallende Ähnlich- keit der beiden jungen Mädchen, auch andere Zeugnisse machten das Wunder klar. Um den Hals beider schlangen sich die Perlen, die sie einst an ihrem Taufstage empfangen; beide Kreuzchen waren mit denselben Anfangsbuchstaben gezeichnet, und in Großmutter Carens Truhe lagen noch Hemdchen und Röckchen, in welchen das Kindlein zu ihr getragen worden. Und dort war auch Frau Artelt. Sie bezeugte, daß ihr schon nach dem ersten verwirrenden Schreck Zweifel gekommen seien, ob sie auch das rechte Kind gerettet, daß sie sich aber darüber beruhigt habe,

weil Joseph keine Bemerkung gemacht und alles in Ordnung ge- funden zu haben schien. Und dann war sie eben auch zu krank gewesen. Als sie aber im vo- rigen Jahre ihren dama- ligen Pfleg- ling wieder- sah — eine zarte, junge Pflanze, die offenbar einem an- deren Boden entsprossen, als sie das kostbare Halsband be- wunderte, welches das Kindlein um den Hals ge- tragen haben sollte —, da sträubte sie sich verge- bens gegen die Erkennt- nis, daß dies



Die Welt ist ein gemeiner Tisch,
Drauf alle Menschen essen;
Wohl dem, der dessen, der ihn deckt,
Pfleget nimmer zu vergessen.

Logau.

nicht die Enkelin der alten Caren sei. — Sie lieben sie sehr, es wird ihnen ein großer Schmerz sein, wenn ich ihnen die Wahr- heit sage, und jedenfalls muß diese erst beglaubigt sein, und mehr noch — auch ich muß erst erfahren haben, ob und welche Angehörige des armen Kindes leben, ehe ich ihnen alles sage. So hatte die gute Frau gedacht und danach gehandelt. Deshalb war auch ihr Brief an Joseph so wenig deutlich ausgefallen, daß dieser sich wohl etwas beunruhigt fühlte, aber doch den in ihm aufsteigenden Zweifel noch zurückweisen konnte, während Frau Artelt ihrerseits weiterging und zuvörderst alles that, um sich ein genaues Verzeichnis der auf dem „Stern“ gewesenen Per- sonen zu verschaffen, wie auch ein Verzeichnis der Geretteten und Vermißten. Einmal dieses in Händen, war es dann nicht mehr schwer, das weitere sich zu erklären. Das arme,

zarte Töchterchen Konrad Carens, dem niemand ein langes Leben prophezeite, hatte seinen frühen Tod in den Wellen gefunden, und die kleine Hanna von Holm, die als mit ihrer Kinderfrau umgekommen angegeben war, ist von ihr und Joseph gerettet worden. Ja gewiß, die alte, treue Dienerin hatte Josephs und ihren Ruf nach der kleinen Kathi gehört, sie hatte ihn ohne das Kind zurückkehren sehen, und an ihrer Kraft verzweifelnd, das ihr anvertraute zu retten, es als das gesuchte ausgegeben, um es so vor dem sicheren Tode zu bewahren. Daß solcher Umtausch sich nicht aufklären würde, hatte sie natürlich nicht denken können. Es war nur dadurch möglich geworden, daß die wirkliche Kathi Caren keine Mutter, wie überhaupt niemanden hatte, der sie genau kannte, der treuen Dienerin Augen aber sich für immer im Tode geschlossen hatten. Doch Gottes Fügen und Führen brachte jetzt Licht. Frau Artelt erforschte, daß Frau von Holm noch lebe, ja, sie erfuhr, daß die von ihr Gesuchte mit ihrer Tochter hier im Bade sei, und zugleich, daß Joseph heimgekommen. Sie mußte sogleich mit dem letzteren reden, mit ihm die nächsten Schritte beraten; denn jetzt mußte er alles wissen. So war sie mitten im Unwetter in Mutter Carens Häuschen geeilt, und wunderbarerweise zur rechten Zeit, wie wir gesehen haben. Ja, es war jetzt alles aufgeklärt — und alles gut.

Mutter Caren wischte sich die letzte verräterische Thräne aus den alten Augen. Was wollte sie auch? Jetzt konnte sie ohne Sorge von hinnen scheiden; denn für ihren Liebling war gesorgt, wie ihres Sohnes Kind

lange schon in des guten Gottes Obhut schlief. So lächelte sie freundlich auf die drei glücklichen Menschen vor ihrer Hütte Thür, ein „Gott segne sie!“ auf ihren Lippen. Aber wie die drei die alte Frau erblickten, sprangen die zwei jungen Mädchen schnell empor, und wirklich, Mutter Caren wußte nicht, welches die Arme ihrer Kathi seien, so fest, so treu und zärtlich schmiegt sich beide Mädchen an die alte Frau.

„Großmutter Caren, hab' uns lieb!“ so baten sie schmeichelnd; „denn wir haben Dich beide so sehr lieb und wollen Dich hegen und pflegen Dein Leben lang.“

Da küßte Mutter Caren die Stirn der einen und der anderen und legte ihre Hände segnend auf beider Häupter.

Joseph sah es, und ein tiefer Seufzer entfuhr ihm; aber er unterdrückte ihn sofort. Mutter Caren hatte es gut; sie sollte fortan zwei Enkelinnen haben, und Kathi, ihr Herzenslieblich, würde glücklich sein. Die Märchenherlichkeit war Wirklichkeit geworden. Was sie sich erträumt hatte, war ihr eigen. Das war auch genug für ihn.

„Onkel Joseph, Du darfst nicht betrübt aussehen, sonst den' ich, es ist Dir leid, daß Du mich gerettet hast,“ bat Kathi liebevoll, und bittend sahen ihre dunkeln, von Glück strahlenden Augen in die seinen. Hätte er da widerstehen mögen? Nein, sein gutes, ehrliches Gesicht hellte sich wieder auf.

„Verhüt's Gott, Kind,“ sagte er herzlich. „Ich spreche mit Mutter Caren es Euch nach: Gott hat alles wohl gemacht. Ihm sei Lob und Dank auch für den zwölften Juni, für Sturm und Sonnenschein!“

Vom Stachelschwein und dem Federhalter.

Im Lande Italien lebte einmal ein Stachelschwein, das war ein verdrießliches Tier, das gar keinen Spaß verstand und alles gleich übelnahm. Wollte ein Kind mit ihm scherzen, so drehte es ihm gleich den Rücken zu. Es richtete seine langen spitzen Stacheln empor und rasselte greulich damit. Ja, es sprang selbst rücklings nach dem Kinde zu, und wenn dieses nicht aufmerksam zur Seite wich, konnte es sich an den Stacheln verletzten.

Das Stachelschwein wühlte sich ein Loch in den Hügel und versteckte sich darin. Dort schlief es den ganzen Tag lang und mochte mit niemandem etwas zu thun haben, selbst nicht einmal mit seinesgleichen. Erst am Abend, wenn's dunkel ward, kam es hervor und kroch wie ein Dieb durch den Gartenzaun. Es fraß im Garten die Kohlblätter und die Krautköpfe, scharrete die süßen Wurzeln aus dem Boden und nagte sogar die Rinde von den jungen Obstbäumen ab.

Das ward dem Gärtner endlich zu arg, und er beschloß, den stacheligen Burschen zu fangen. Er zündete zur Nachtzeit eine Fackel an und schickte den Hund aus, um nach dem Stachelschwein zu suchen. Dieser fand es und meldete dies dem Herrn durch lautes Bellen. Das Stachelschwein sträubte seine Stacheln empor und hielt sie dem Hunde entgegen. Dieser war aber klug und kam ihm nicht näher als gut war. Der Gärtner warf ein großes Tuch über das Stachelschwein und bedeckte damit dessen Stacheln. Dann faßte er es bei der Mähne im Nacken, trug es nach Hause und steckte es in einen Käfig. Dort konnte es mit seinen Stacheln rasseln soviel es wollte.

Als es aber dabei eine lange bunte Stachel verlor, machte der Mann einen hübschen Federhalter daraus und

gab diesen dem Kinde. Er sprach zu ihm: „Das sollst Du wissen: es ist nicht fein, wenn einer gar keinen Spaß versteht und gleich dem andern knurrend den Rücken zeigt. Einem solchen gebührt es, daß er in einen Käfig gesteckt und den Leuten für Geld am Jahrmarkt gezeigt wird — gerade wie ein Stachelschwein!“

Vom Seehund und der Büchertasche.

Der Seehund kann bellen und winseln wie ein Hund und lebt in der See, darum heißt er eben ein Seehund. Er hat keine Beine zum Laufen, sondern nur Flossenfüße zum Schwimmen. Auf dem Trocknen kann er nur rutschen.

Schon wenn er noch ganz jung ist, bekommt er von seiner Mutter Unterricht. Er muß schwimmen lernen und tauchen, Fische fangen und Krebse erhaschen.

Ist er fleißig gewesen, so giebt es auch Freistunde zum Spielen. Der alte Seehund bringt den jungen zur Sandbank. Dort treibt der junge Seehund mit seinen Kameraden allerlei Kurzweil, macht Männchen und schlägt Wurzelbäume im Sande. Der alte aber sieht zu und knurrt vor Vergnügen. Dann legen sich Alte und Junge in die warme Sonne, so lang sie sind und lassen sich von ihr bescheinen auf der rechten Seite und auf der linken. Sie mögen träumen von einem fetten Fischchen, oder von sonst etwas Schönerem.

Der alte Seehund lehrt aber den jungen auch dann hübsch achthaben, ob etwa der Jäger kommt. Sieht er den Mann mit dem Spieß, oder der Flinte von ferne, so bellt er dem Jungen ins Ohr, das heißt in der Seehundsprache: „Wach auf und fliehe geschwind mit ins Wasser.“

Tauch unter, der böse Mann kommt!" Der folgsame junge Seehund läßt sich so etwas auch nicht zweimal sagen. Er reibt sich mit den Pfoten den Schlaf aus den Augen und rutscht der Mutter ins Meer nach, so schnell er nur kann. So ist er gerettet, und es kann einmal ein tüchtiger alter Seehund aus ihm werden.

Wenn aber ein junger Seehund zu träge ist und nicht folgen will, oder wenn er meint: er wisse es besser

als die Alten, er könne recht gut noch ein wenig im Sonnenschein liegen und faulenzgen — einem solchen ergeht's übel! Der Jäger kommt über ihn, schießt ihn tot und zieht ihm das Fell ab. Dieses kommt dann zum Gerber, nachher zum Sattler, damit ein Deckel für die Schultasche des Kindes daraus werde.

Das Kind kann selbst von dem Deckel seiner Schultasche etwas lernen, wenn es fein aufmerkt.

Wind und Sonne.

Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben,
Wind begann;
Doch sein Schnauben
That ihm nichts. Der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.
Wind verzweifelt nun und ruht;
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit holder, sanfter Glut
Wanderers Gebein.
Hüllt er sich nun tiefer ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand,
Und die Sonne überwand.

J. G. v. Herder.



Von unserm Schwarzkünstler.

Buntes Allerlei.

Das Bänderspiel.

Dem Spielwart gegenüber stehen die mitspielenden Kinder. Jeder Mitspieler hält das Ende eines 1—2 Meter langen Bandes in der Hand; die entgegengesetzten Enden sämtlicher Bänder hält der Spielwart in seiner Hand. Ruft der Spielwart: „Laßt los!“ so muß jeder Spieler sein Band straff anziehen; kommandiert der Spielwart: „Zieht an!“ so muß jeder Spieler sein Band locker lassen.

Dieses Spiel ist nicht so leicht, als es scheint, und macht viel Vergnügen. Wer gegen das Kommando fehlt, giebt ein Pfand und tritt vom Spiel zurück, und eine andere Person tritt an seine Stelle. Haben alle Personen der Gesellschaft an dem Spiel teilgenommen, so ist dasselbe aus, und die Pfänder werden eingelöst.

Pfeiferspiel.

Einem mit diesem Spiele noch nicht Bekannten wird aufgetragen, den Pfeifer und die Pfeife zu suchen. Zu diesem Behufe wird er nur flüchtig mit einem Leinentuche bedeckt, an welches ein anderer Spieler rückwärts heimlich ein an einen Bindfaden befestigtes Pfeifchen anhängt. Ist das geschehen, so pfeift einer aus der Gesellschaft auf dem Pfeifchen, worauf sich der Vermummte umwendet, um den Pfeifer samt der Pfeife zu erfassen; unterdessen aber hat schon wieder ein anderer die an dem Vermummten befestigte Pfeife zur Hand genommen und gepfeifen. Das komische Benehmen desjenigen, der den Pfeifer erfassen soll, giebt viel Anlaß zum Lachen. Es dauert oft ziemlich lange, bis ein mit dem Spiele Unbekannter darauf kommt, daß er selbst derjenige ist, welcher die Pfeife mit sich trägt.

— Wer trifft's? —

Kommt die erste in die zweite,
Freut sich, was da lebt und webt,
Wald und Hain im duft'gen Kleide,
Lied der Vöglein. Alles hebt
Sängers Brust
Zu Sanges Lust.
Hin zum Ganzen fern im Süden
Zieht es uns zur ersten Zeit;
Möchten wandern tief in Frieden
Über Thal und Alpen weit,
Wo im Glanze
Prangt das Ganze.

Durch Höll' und durch Himmel erklingt's wie ein Hauch,
Und im heimlichsten Pulsschlag vernimmst du es auch;
Aus der Lohe, der wehenden, winkt es dir zu,
Und es schärft sich im Licht und erstirbt in der Ruh.
Dem Gedanken versagt sich's, nicht faßt's der Verstand,
Doch in Blindheit ergreif's, und du hast's in der Hand;
Sanft schwellt's dein Gefühl und vollendet dein Ich,
Und zu Erz wird dein Herz, wenn es treulos entwich.

Hast mein Zweites du gefunden,
Ist mein Erstes oft entschwunden.
Läßt mein Zweites du entrinnen,
Wirst mein Erstes du gewinnen;
Doch das Ganze nennt sein eigen,
Wer das Erste will erreichen.

Auflösungen obiger Rätsel in folgender Nummer.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Der Hunger. — Das Nashorn. — Das Bergißmeinnicht. — Die Nacht.